

**Zeitschrift:** Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde  
**Band:** 19 (1957)  
**Heft:** 1

**Artikel:** Wandlungen im Charakter des Basler Stadtbildes : eine historische Betrachtung  
**Autor:** Weber, Alfred R.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-861529>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Wandlungen im Charakter des Basler Stadtbildes — eine historische Betrachtung

Von ALFRED R. WEBER

Bei einem Gang durch die Stadt ist es bald nicht mehr möglich, eine Straße ohne gähnende Baulücken oder neue enorme Baukuben zu finden. Dabei verursachen die Neubauten meist einen Einbruch in die bisherige Häuserflucht und heben damit den Bestand der übrigen Bebauung aus den Angeln. Alles ist im Fluß, in Bewegung. Dieses bekannte Wort des griechischen Philosophen Heraklit läßt sich füglich auch auf unser Thema anwenden.

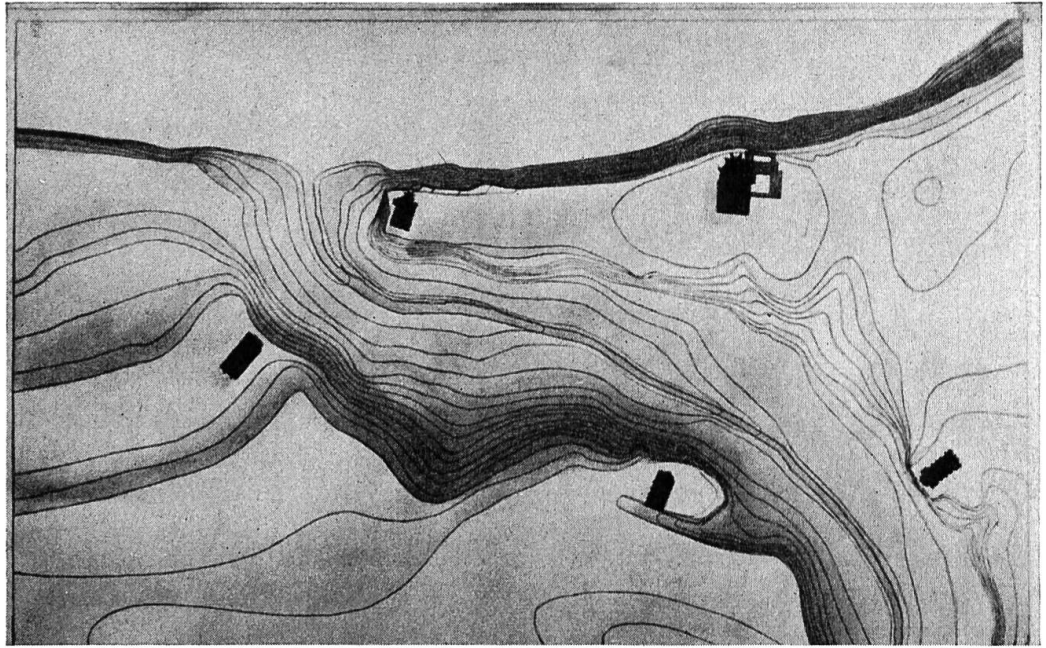
Ueber die Entwicklung des Basler Stadtbildes, seine Struktur und die Gründe seiner Veränderung wurde schon viel geschrieben. Wenn wir heute versuchen, ein Bild des Wandels, des ständigen Werdens und Vergehens zu zeichnen, so müssen wir uns bewußt sein, daß es nichts wesentlich Neues zu sagen gilt, sondern wieder einmal die verschiedenen Faktoren klarzulegen, welche den Stadtorganismus in seiner Gestalt, zum Teil auch in seinem Gehalt, nachhaltig beeinflußt haben.

Ja, um einen lebendigen Organismus geht es auch bei unserer Stadt und damit ihrem Aussehen, dessen müssen wir uns stets bewußt sein. Ist es nicht bezeichnend, daß Daniel Fechter, der Verfasser der historischen Topographie im Basler «Erdbebenbuch», bereits vor 100 Jahren klagte, es sei schon so vieles im alten Basel weggeräumt worden? Wenn er erst die jetzigen Lücken sähe!

Man möchte sagen, daß sich aus der Entwicklung der letzten Jahrzehnte ein immer schnellerer Wechsel ergeben hat, daß das an sich schon verlängerte Menschenleben dem Ablauf einer wie durch einen Zeitraffer zusammengeprägten viel längeren Periode beiwohnt, und ihm daher der um so offensichtlichere Wandel meist erst recht schmerzlich bewußt wird. Man denke sich z. B., welche Entwicklung jemand erlebt hätte, der 1855, also vor der Niederlegung der Stadtmauern, geboren und im Alter von 90 Jahren, um 1945, nach dem Zweiten Weltkrieg, gestorben wäre.

In der gegenwärtigen hektischen Betriebsamkeit wird uns aber gerade aus der Kenntnis der ganzen Entwicklung und ihrer Ursachen das Urteil über die heutige Lage erleichtert und der Blick geschärft. Diese Aufgabe ist auch dem vorliegenden Aufsatz gestellt.

\*



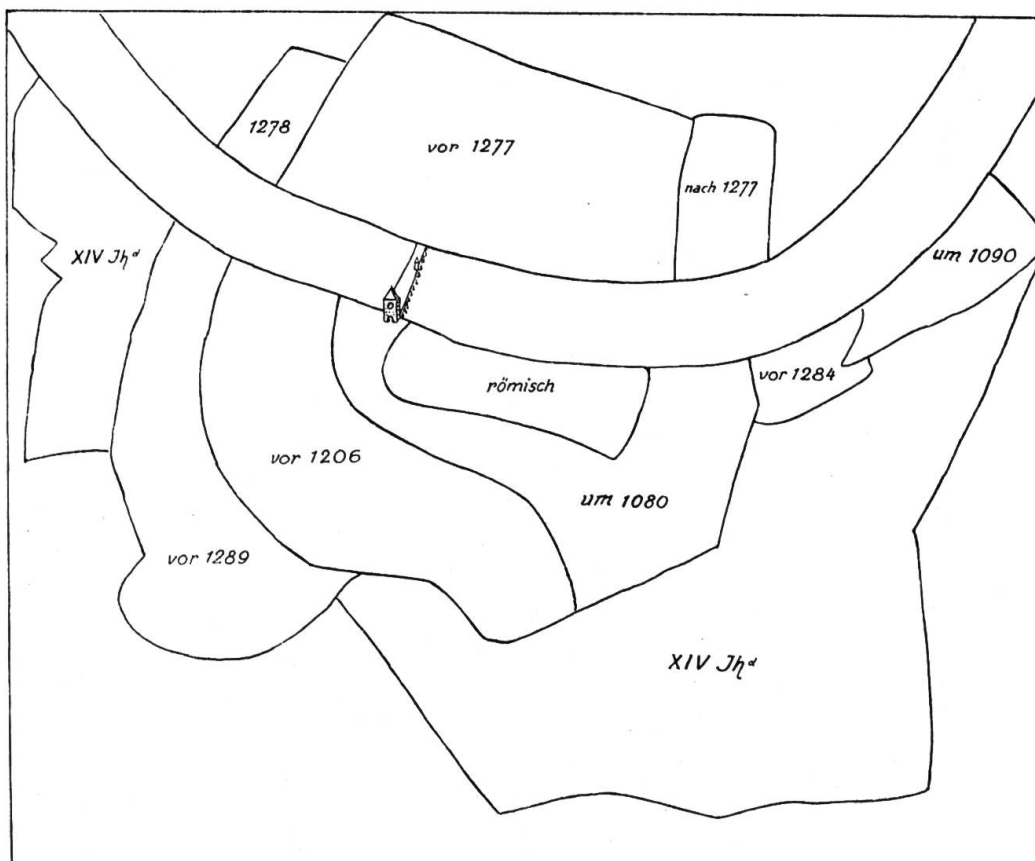
Bodengestaltung des Grossbasler Stadtkernes, mit Einzeichnung des Münsters sowie der Martins-, der Peters-, der Leonhards- und der Elisabethenkirche. Der Münsterhügel, das Birsigtälchen und die jenseitigen Hänge treten deutlich hervor.

Phot. Staatsarchiv Basel-Stadt

Natürlich sind es eine ganze Reihe von Faktoren, welche das Bild einer Stadt prägen. In Basel wirkt sich in erster Linie die geographische Lage aus, am Knie eines großen Stromes, am oberen Ende der oberrheinischen Tiefebene, am Wege von den seit alters wichtigen Gebieten am Niederrhein nach Süden, zugleich in der Nähe des Belforter Durchgangs zwischen Jura und Vogesen. Hinzu treten die engeren topographischen Gegebenheiten, das hohe Steilufer am Rhein in Grossbasel, mit dem tiefen und schmalen Birsigtälchen, das den Sporn des Münsterhügels stark heraustreten läßt, auf der andern Seite des Rheines das ebene Gelände von Kleinbasel. Grossbasel ist organisch gewachsen: Die Siedelung auf Burg und die Talstadt in der Birsigniederung haben sich sukzessive auf die jenseitigen Hänge des Birsigtales und darüber hinaus ausgedehnt; die Reihenfolge der verschiedenen Stadterweiterungen läßt sich an den immer mehr hinausgeschobenen Befestigungsringen deutlich ablesen. Bis zur Gegenwart ist im Auf und Ab der Häuser in der Innenstadt der Einschnitt des Birsigtälchens erkennbar geblieben. Anders das ebene Kleinbasel: Wohl wurde stromaufwärts und stromabwärts noch ein kleines Areal zur alten Stadt geschlagen, aber die meist rechtwinklige Anordnung der Gassen zeugt noch heute von der systematischen Anordnung als gewollte Gründung des Bischofs von Basel.

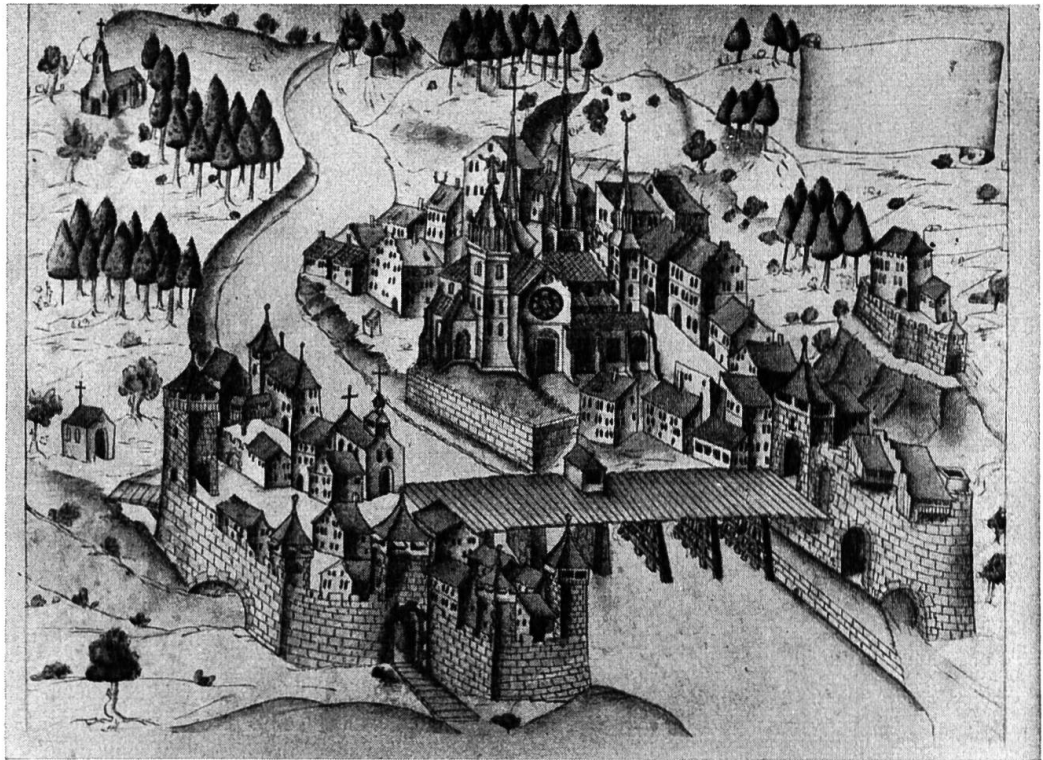
Fast überflüssig erscheint es beizufügen, daß das Klima — es sei z. B. an die Form der Dächer erinnert —, daß geschichtliches und politisches Schicksal, daß Brauch und Ueberlieferung ihr gut Teil zur Formung des Stadtbildes beitrugen.

Die Entwicklung der römischen Straßenstation, des kleinen Kastells, zur mittelalterlichen Bischofsstadt müssen wir uns sehr langsam vorstellen. Trotz ihrer Bedeutung dürfte die Stadt, mit heutigen Augen gemessen, recht bescheiden ausgesehen haben. Eine gewisse Vorstellung wenigstens, wie weit das Wachstum im hohen Mittelalter gelangt sein mag, vermittelt uns das sogenannte älteste Stadtbild, eine alte Kopie des zugrunde gegangenen Gemäldes, welches die Stadt vor der Errichtung von Klöstern und damit auch vor dem großen Erdbeben von 1356 darstellen soll. Noch ist das Birsigtal nicht vollständig besiedelt, und auf dem Hügel von St. Leonhard ragt einsam die Burg Tanneck oder Wildeck empor. Nach damaligem Brauch sind natürlich nur einige wichtige oder besonders auffallende Bauten mehr symbolisch dar-



Sukzessive Erweiterung der Basler Stadtbefestigungen, nach Andreas Heusler, Geschichte der Stadt Basel.





Sogenanntes ältestes Basler Stadtbild, das die Stadt vor der Errichtung von Klöstern und damit auch vor dem Erdbeben von 1356 summarisch darstellen soll. Das Birsigtälchen erscheint noch nicht vollständig besiedelt, und auf dem Hügel von St. Leonhard steht noch die Burg Tanneck oder Wildeck.

Aquarellkopie in Basler Privatbesitz

gestellt. Das ganze Gewirr und Gewinkel der vielen Holzhäuser mit ihren Schindeldächern — Steinbauten waren damals noch die Ausnahme —, die engen Gassen meist ohne Pflasterung, aber mit Misthaufen und durch herumirrendes Vieh belebt, dürfen wir uns in der Phantasie recht bunt vorstellen.

Daß unter diesen Umständen Großbrände nicht selten waren und eine Bedrohung der ganzen Stadt darstellten, kann man sich nach der letztjährigen Feuersbrunst am Nadelberg besonders gut vorstellen. 1294 wurden durch einen solchen Brand über 600 Häuser zerstört, 1356 verschlang das tagelang wütende Feuer, was das Erdbeben nicht bereits vernichtet hatte, und 1417 fraß sich ein in der Streitgasse ausgebrochener Brand bis zum Kloster St. Alban durch, wobei 250 Häuser zugrunde gingen.

Den mit unglaublicher Energie vorangetriebenen Aufbau der Stadt nach dem großen Erdbeben dürfen wir als den eigentlichen Ausgangspunkt des heutigen Stadtbildes ansehen. Schindeldächer wurden durch Ziegelbedachungen ersetzt, es entstanden mehr Steinbauten; der Anblick muß für damalige



Ansicht der Stadt von Kleinbasel her. Holzschnitt von Wilhelm Pleydenwurff aus Hartmann Schedels Weltchronik von 1493. Aus Versehen wird beim Münster der Georgsturm statt des Martinsturmes als noch im Bau befindlich dargestellt.

Phot. Staatsarchiv Basel-Stadt

Verhältnisse ein recht moderner gewesen sein, so daß noch 70 Jahre später sich Aeneas Sylvius, der spätere Papst Pius II., gar lobend über das schmutzige Stadtbild aussprach. Die Stadt, im Kampf mit dem Bischof zur Erringung von Rechten für die Stadtgemeinde, und auf außenpolitischem Gebiet im Streit mit dem habsburgischen Adel, ließ sich auch durch schwere Rückschläge wie die berühmte «böse Fasnacht» (1376) nicht entmutigen und konnte sich schließlich auch dank ihrer Lage — vor der Entdeckung Amerikas! — während des Basler Konzils (1431—1448) im Glanze einer mittelalterlichen Weltstadt zeigen. Eine Ansicht aus der Schedelschen Weltchronik, wenn auch rund 50 Jahre jünger, gibt vom damaligen Stadtbild eine recht eindruckliche Vorstellung.

Damit war aber bereits ein Gipfelpunkt erklommen. Die teils durch die Terraingestaltung bedingte gewaltige Ausdehnung des jüngsten Mauergürtels schwächte die militärische Widerstandskraft der Stadt, die Erstarkung und Konsolidierung der umliegenden Territorialfürstentümer sowie der politische Anschluß an die Eidgenossenschaft bremsten den Elan des Gemeinwesens. Basel wurde zur ruhigen Handels- und Handwerkerstadt, allerdings in gefährlicher Grenzlage. Noch folgten zwar Höhepunkte des kulturellen, des künstlerischen, des wissenschaftlichen Lebens — es sei lediglich an die Entwicklung des Buchdrucks, an die Holbein und an Urs Graf, an Vesal und die Bernoulli erinnert, von neueren Zeiten ganz zu schweigen —, aber auf Jahrhunderte hinaus spielte sich alles ungefähr im gleichen städtebaulichen Rahmen ab. Das Stadtbild war in seinen Grundzügen geprägt.

\*

Wollen wir uns im Einzelnen das Straßenbild zur Zeit des Konzils vorstellen, so bietet uns Konrad Witz dazu die Hand mit kleinen Straßenausschnitten auf verschiedenen seiner Gemälde. Einen noch offeneren Blick läßt uns aber der sogenannte Meister von Sierenz tun, der auf seiner Tafel mit dem heiligen Martin im Basler Kunstmuseum durch das Stadttor — man könnte an das Aeschentor denken — die engbebaute Gasse zierlicher gotischer Häuser zeigt. Mit den roten Tür- und Fensterumrahmungen sowie den schwarzen Bollen- und Rankenverzierungen geben sie der Gasse eine gar freundliche Note. Ueberhaupt spielte sich das ganze Leben, von der Kleidung bis zur Hausfassade, in einem viel farbigeren Rahmen ab, als dies dann in den späteren puritanischen Jahrhunderten üblich wurde.

Ein noch heute erhaltenes Ueberbleibsel jener Zeiten, wenn auch zum Teil verändert, mögen die Häuslein sein, die sich am Rheinsprung zu Füßen von St. Martin an den steilen Hang schmiegen. Auch das Totengäßlein bietet noch ein verhältnismäßig unverfälschtes Bild.

Die Gassen der Stadt — es existierte nur eine einzige Straße, die Freie Straße — zeigten das Kopfsteinpflaster aus Rheinwacken, wie es zum Teil bis



Schule des Konrad Witz, Altarflügel mit dem heiligen Martin, aus der Pfarrkirche von Sierenz (Elsaß), um 1450. Ausschnitt. Öffentliche Kunstsammlung Basel. Links erlaubt das Stadttor einen Blick in die Gasse der spätgotischen Stadt mit ihren buntverzierten Häusern.

in dieses Jahrhundert noch üblich war. Eine auffallend große Zahl von Kirchen, Kapellen und Klöstern mit ihren Türmen und Dachreitern verliehen dem Gesamtbild das Gepräge. So ist es denn nicht verwunderlich, wenn in der bereits erwähnten Schedelschen Chronik von 1493 oder z. B. in den Chronikbildern Diebold Schillings dieses Charakteristikum besonders unterstrichen wird. Auch in einer Zeichnung, die Matthäus Merian 1624 vielleicht vom Dachstock des väterlichen Hauses im Kleinbasel aus aufgenommen hat, kommen die senkrechten Akzente noch deutlich zum Ausdruck.

Die Häuser ordnen sich meist unauffällig in die Reihe ein, die Traufseite des Daches der Straße zugewandt, vielfach mit den typischen Dachausbauten für den Holzaufzug. Nicht selten zeigten sie Treppengiebel, wie beim alten Zeughaus; diese sind nun aber fast alle verschwunden.

Zwischen der Randbebauung mit den meist schmalen Parzellen bleibt Platz für tiefe Gärten, ja in den Vorstädten gibt es weite unüberbaute Areale, die mit Reben oder andern landwirtschaftlichen Kulturen genutzt werden.

Mit der Spätzeit der Reformation, der Verkrampfung des politischen Apparates, beginnt auch eine Stagnation, ja ein Rückgang der städtebaulichen Entwicklung. Die Bevölkerungszahl bleibt seit dem 15. Jahrhundert im allgemeinen gleich, ungefähr 10 000 bis 15 000. Erst im 19. Jahrhundert kommt dann die rapide Zunahme mit all ihren Folgen. Ganz grob gesagt, verdoppelt sich in jenem Jahrhundert die Einwohnerzahl in den ersten 50 Jahren auf 25 000, verdoppelt sich bis 1875 noch einmal auf 50 000, und bis 1900 ein weiteres Mal auf 100 000, während die nächste Verdoppelung auf 200 000 immerhin wieder 50 Jahre benötigt hat. Man stelle sich aber neben den relativen Größen auch die absoluten vor; so hat die Stadtbevölkerung allein von 1888 bis 1900, also in 12 Jahren, um 40 000 Seelen zugenommen.

Bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts bleibt aber, äußerlich gesehen, alles mehr oder weniger beim Alten. In der Beibehaltung der überlieferten Struktur und der willigen Einordnung leben Bestandteile der mittelalterlichen Denkweise während Jahrhunderten irgendwie ungebrochen weiter. Ein Blick auf den Merianschen Stadtplan von 1615 und, im Vergleich, auf den Mähly-Plan von 1847, also über 200 Jahre später, zeigt den auffallenden Stillstand des Stadtbildes im Ganzen. Noch Mitte des 19. Jahrhunderts bietet Basel den Anblick einer mittelalterlichen Stadt.

Natürlich sind im Einzelnen Erneuerungen vorgenommen und Neubauten erstellt worden, aber das Gesamtbild blieb im allgemeinen unverändert, die Lage und meist auch die Baukörper der Neubauten zeigen eine strenge Kontinuität in schlichter Form. In zahlreichen Fällen wurden überhaupt nur Umbauten vorgenommen, wobei dem gotischen Kern des Hauses eine barocke





Matthäus Merian d. Ae., Vogelschauplan der Stadt Basel von Norden, 1615.  
Phot. Historisches Museum Basel



Friedrich Mähly, Vogelschauplan der Stadt Basel von Norden, 1847. Ausschnitt.  
Phot. Staatsarchiv Basel-Stadt

Fassade vorgestellt und das Innere nach Möglichkeit aufgefrischt wurde. Man denke an das Zwingler-Haus am Nadelberg mit barocker Vorder- und gotischer Rückfassade oder an die ehemaligen Domherrenhäuser gegenüber dem Münster. Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß es auch in früheren Jahrhunderten nicht ohne strenge Vorschriften abging. Als Kuriosum sei erwähnt, daß während langer Zeit der Bau von Erkern behördlich verboten war.

Eine entscheidende Wendung in der Bauentwicklung der Stadt bedeutete die Reformation mit der Säkularisierung der vielen Klöster und Stifte. Mit einem Schlag wurden alle diese Bauten für öffentliche Zwecke verfügbar. Es ist bezeichnend, daß ungefähr seit dem letzten Viertel des 16. Jh. — mit Ausnahme des 1652 erstellten Mueshauses in der Spalenvorstadt, des heutigen Möbelhandwerkes — während rund 200 Jahren bis zur Erbauung des ehe-



Mueshaus, Spalenvorstadt 14, erbaut 1652, früher Lagerhaus für Erbsen, Bohnen usw. In neuerer Zeit wurden beim Einbau der Schaufenster auch in der Mittelpartie des Erdgeschoßes zwei Bogen eingezogen. Besonders hingewiesen sei auf den alten Trog des Holbeinbrunnens. Gerade in seiner früheren schlichten Form mit den liegenden Rauten unterstrich er die Zierlichkeit des Brunnenstocks, während der jetzige Trog mit den feinen Profilierungen zu stark in Konkurrenz zum Stock tritt; glücklicherweise wurden die allzu reichlichen Verzierungen bereits bei der jüngsten Renovation etwas gestutzt.

Phot. im Archiv der Basler Denkmalpflege



Constantin Guise, Hof und Kreuzgang des ehemaligen Barfüßerklosters, 1849. Die Gebäulichkeiten dienten bis ins 19. Jahrhundert als Pfrund- und Irrenhaus.

Aquarell im Staatsarchiv Basel-Stadt

maligen Post-, des heutigen Stadthauses in den Jahren 1770/75, ja bis in das 19. Jahrhundert, von der öffentlichen Hand keine Neubauten erstellt wurden, wenn man die Wiederherstellung des abgebrannten Zeughauses außer acht läßt. Da die Raumbedürfnisse bei gleichbleibender Bevölkerungszahl nicht stiegen und auch kein Territorialherr seinen Ehrgeiz als Bauherr zu verewigen hatte — abgesehen vom Markgrafen von Baden mit seinem Palast an der Hebelstraße —, konnte man sich mit Anpassungen begnügen.

Es sei daran erinnert, daß die Kartause als Zucht- und Waisenhaus, die Kirche des Gnadentalklosters an der Stelle der jetzigen Gewerbeschule als Kornhaus und das übrige Klosterareal in Verbindung mit dem Zeughaus als Werkhof verwendet wurde, daß das Barfüßerkloster zum Teil als Pfrund- und Irrenhaus, die Barfüßerkirche und die Predigerkirche als Salzmagazine dienten. Im Hause des Domkapitels, der heutigen Lesegesellschaft, und an andern Orten wurden Kornschütten eingerichtet. Im Augustinerkloster fand das sogenannte Obere Kollegium der Universität Unterschlupf, während das Untere Kollegium im Gebäude am Rheinsprung blieb, das der Universität 1460 pro-



visorisch zugesprochen worden war, und aus dem sie erst 479 Jahre später, im Jahre 1939, ihren Sitz in das jetzige Kollegiengebäude verlegte. Jedenfalls bestand diese Art öffentlicher Landreserven im Weichbild der Stadt bis ins 19. Jahrhundert, war es doch möglich, sie für den Bau des Museums an der Augustinergasse in den 1840er Jahren sowie für den ganzen Komplex vom Stadtcasino über Musiksaal, Theater und Kunsthalle bis zur Steinenschule zu verwenden. Nur dies als Beispiel.

Auch die private Bautätigkeit muß während langer Zeit verhältnismäßig gering gewesen sein. Wohl brachte der Zuzug der Refugianten in den Jahrzehnten vor und nach 1600 verschiedene Um- und Neubauten. Vielfach handelte es sich um halb städtische, halb ländliche Sitze, so z. B. in der damals besonders beliebten «Neuen Vorstadt», der Hebelstraße. Erst nach und nach begann die Baufreudigkeit für Stadt- und Landsitze anzuschwellen, mit einem Gipfelpunkt gegen das Ende des 18. Jahrhunderts. Als Beispiele seien lediglich erwähnt der barocke Vorbau des Spießhofes am Heuberg (1724), die Sandgrube (gegen 1750) vor dem Riehentor, das Haus zum Delphin, heute Erb-



Gartenfassade des Hauses Hebelstraße 15, 1678/79 durch den geheimen Rat Franz Robert Brunschwiler als Lusthaus im Stile des niederländischen Barock erbaut. Die Erdgeschoßpartie mit den Bogen muß man sich als weite Loggia vorstellen.

Phot. Heiman im Archiv der Basler Denkmalpflege

schaftsamt, an der Rittergasse (um 1760) und das heimelige kleine Haus zum Graben Eck am Petersgraben (1767). Gerade im letzten Falle ist es interessant festzustellen, daß sich der neue Baukörper, wie eine Zeichnung des Petersplatzes durch Emanuel Büchel deutlich zeigt, in den Proportionen sozusagen vollständig im Rahmen des vorherigen Fachwerkbaus gehalten hat. Das allgemeine Stadtbild wurde eben durch die Neuerungen nur unmerklich verändert. Es ist höchstens da und dort dem Zeitgeist angepaßt worden, mit Fresken bemalte Hausfassaden verschwanden, Riegelbauten wurden über-tüncht — einiges hat man seither wieder hervorgeholt — und die Gebäude, abgesehen vom traditionellen roten Sandstein, in den gedämpften Pastellfarben gehalten, an die wir auch heute noch gewöhnt sind und die anscheinend zu unserer verhaltenen Atmosphäre passen!

Von der wirtschaftlichen Tätigkeit der Stadt ging für das Bauwesen während langer Zeit ebenfalls kein besonderer Impuls aus. Neben dem Handwerk und dem Handel hatten sich noch keine größeren Industrien entwickelt,



Gartenfassade und Seitenflügel des Würtemberger Hofes, St. Alban-Graben 14, der durch Markus Weis-Leißler Mitte des 18. Jahrhunderts in ein «Hotel entre cour et jardin» umgebaut wurde. In solchen rückwärtigen Seitenflügeln brachten die Seidenbandfabrikanten ihre Büros und Lagerräumlichkeiten unter.

Phot. im Archiv der Basler Denkmalpflege



Fabrikgebäude im Hintergelände des Rollerhofes am Münsterplatz, um 1770 von Martin Bachofen-Heitz für die Bedürfnisse seiner Bandfabrik erbaut. Die schöne, um einen kleinen Hof gruppierte Anlage mußte seither dem Neubaufügel des Völkermuseum-Museums weichen.

die ausgedehnte Räumlichkeiten benötigten. Das Wirtschaftsleben spielte sich in den Werkstätten und den Comptoirs ab, die in größeren Liegenschaften im Erdgeschoß eingerichtet waren. Als Fabrikationsräume z. B. der Bandfabrikanten, eher noch als Lager oder Musterzimmer konnten etwa rückwärtige Flügelanbauten dienen, da ja die Fabrikation an auswärtige Posamentier als Heimarbeit vergeben wurde. Der Seitenflügel des Hauses zum Gyrengarten an der Hebelstraße, in dem der Erbauer des prächtigen Wildtschen Hauses wohnte, sowie der größere des Württemberger Hofes, an der Stelle des Kunstmuseums, illustrieren diesen Typus Zweckbau in einem bescheidenen und einem großartigeren Beispiel. Ein eigentliches Fabrikgebäude hat es im 18. Jahrhundert nur ein einziges gegeben, eine schöne hufeisenförmige Anlage hinter dem Rollerhof, die jedoch schon vor Jahren dem Anbau des Völkermuseum gewichen ist. Mit dem 19. Jahrhundert aber und seiner verstärkten Industrialisierung beginnt dann der Zug vor die Tore, vor das Steinentor, ins untere Kleinbasel, in die Neue Welt usw. Auch die Gegend im Albant, die seit je Industriequartier gewesen war, mußte erneut ihren Tribut zollen.

Mit dieser wirtschaftlichen Entwicklung beginnt auch die Bevölkerung in den alten, ihr seit der Erstellung der jüngsten Stadtmauern zu groß gewordenen Rahmen hineinzuwachsen, wie schon erwähnt erst langsam, dann immer schneller. 12½, 25, 50, 100, 200 Tausend, jeweils eine Verdoppelung nach 50, zweimal 25 und nochmals 50 Jahren; innert ungefähr 150 Jahren hat sich die Bevölkerung versechzehnfacht! Daß dies nicht ohne Schwierigkeiten ging, leuchtet ein. — In seiner Wesensart vorsichtig abwägend, nicht wägend, im Mittelalter zeitweise zwischen politischen Kraftfeldern eingezwängt, seit 1501 in die Rolle des stillesitzenden eidgenössischen Vermittlers gedrängt, ging der Basler nur zögernd vorwärts. Und nach dem Schock der Kantonstrennung bedurfte es abermals zweier Jahrzehnte, bis wieder großzügiger disponiert wurde.

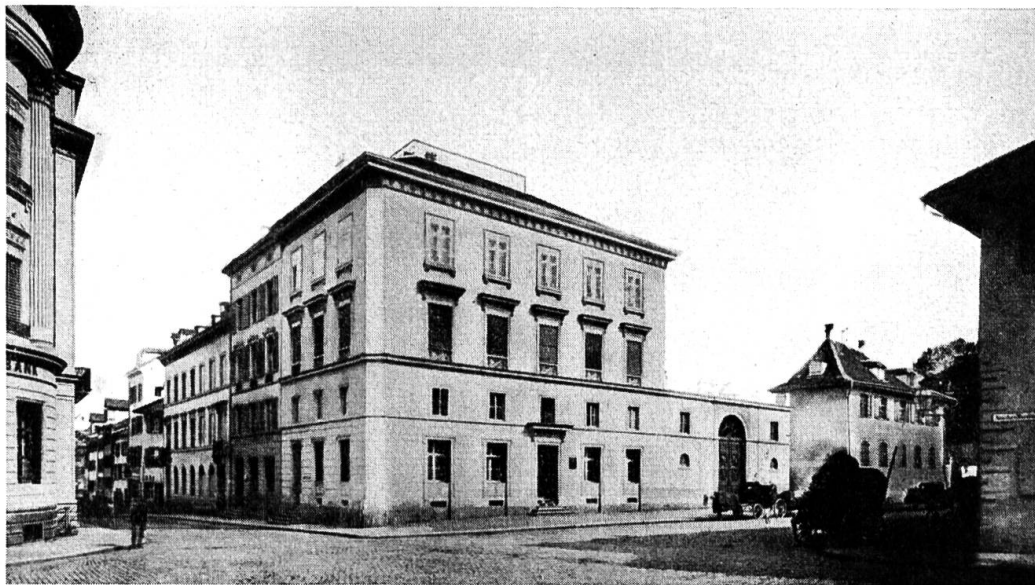
\*

Das Wachstum der Stadt und damit auch den Wandel im Charakter des Stadtbildes seit dem Ende des Ancien Régime können wir in drei große Etappen einteilen. Einmal in die intensivere Ausnützung der eigentlichen Altstadtgebiete und die Ueberbauung der restlichen Raumreserven innerhalb der Stadtmauern; sie gibt dem 19. Jahrhundert, insbesondere dessen zweiter Hälfte, das Gepräge. Damals hat auch schon die 2. Etappe begonnen, die im wesentlichen Mitte dieses Jahrhunderts als abgeschlossen betrachtet werden darf: die «Auffüllung» des noch freien Raumes vor dem Weichbild der Stadt, bis an die Kantons Grenzen, ja zum Teil darüber hinaus. Als dritte, gegenwärtige Stufe möchte man die nochmals intensivere Ausnützung des Raumes in der Innenstadt, ja bereits der Außenquartiere — und das ist das Neue — sowie das stärkere Hinausgreifen der dichten Besiedelung auf die an die Stadt grenzenden Gebiete bezeichnen.

Die erste Etappe mit ihrer besseren Ausnützung der Innenstadt bringt mit den Bauten der Romantik da und dort eine ganz neue, «städtischere» Note ins Straßenbild. Es sei lediglich an die Beispiele des Domhofes (Standesamt) ob dem Münsterberg sowie des ehemaligen «Bachofenhauses», des Erziehungsdepartements, auf dem Münsterplatz erinnert. Ein typisches Bild bringt auch das etwas spätere Rognonsche Haus an der Ecke der Freien Straße gegen den St. Alban-Graben, an der Stelle der demnächst schon wieder dem Abbruch geweihten Handwerkerbank; unter Hinzurechnung der mittelalterlichen Bebauung jener Stelle wird also bald der vierte Bau erstehen, und alles binnen rund 100 Jahren.

Mit diesen Romantiker-Neubauten einher ging aber auch eine fast unabhsehbare Reihe von Korrektionsmaßnahmen. Es ist hier unmöglich, auf alle einzugehen, eine summarische Aufzählung der wichtigsten soll aber doch einen Gesamteindruck vermitteln helfen.



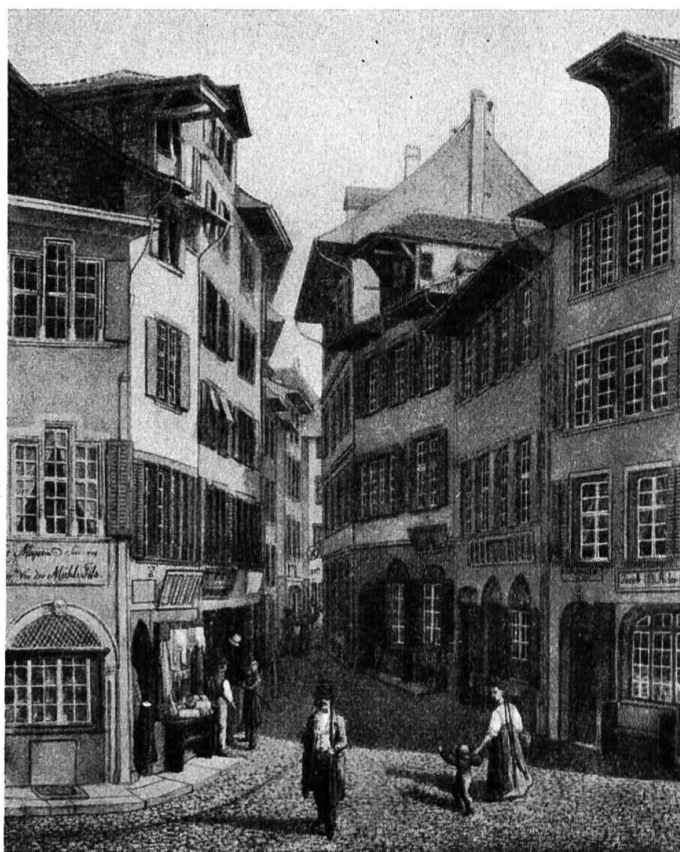


Eckhaus Freie Straße / St. Alban-Graben, erbaut nach dem Abbruch des Aeschenschwibbogens im Jahre 1841. An dieser Stelle errichtete schon 1902 die Handwerkerbank einen Neubau, der bereits wieder dem Abbruch geweiht zu sein scheint.

Phot. Varady im Staatsarchiv Basel-Stadt

Bereits 1792 war die Andreaskapelle beseitigt worden, 1805 wurde der Totentanz abgerissen. 1821 verschwanden der Esels- und der Wasserturm sowie die ganze Befestigungspartie beim heutigen Stadtcasino. 1839 findet die erste von verschiedenen Verbreiterungen der Eisengasse statt. Um 1835/40 schritt man zum Abbruch verschiedener Schwibbogen, d. h. der inneren Stadttore, später wurde das Areal des alten Spitals an der Freien Straße/Barfüßergasse neu überbaut. Mit den verschiedenen Eisenbahnanschlüssen wurde der erste Schritt zur Niederlegung der Stadtbefestigung getan, die dann zur Herrichtung der großzügigen Parkanlagen auf den ehemaligen Gräben Anlaß gab und gleichzeitig den Außenquartieren einen lebhaften Impuls verlieh. Auf den Bebauungsplänen für die neuen Quartiere fällt aber auch auf, daß in den zu erschließenden Gebieten keine richtigen Schwerpunkte, keine eigentlichen Plätze vorgesehen waren, denn die sternförmigen Straßenkreuzungen können nicht als solche gelten. Zudem war der Abstand der Straßen voneinander oft derart groß, daß das Hinterland der Bauten am Rand vielfach durch Hinterhäuser, Fabrikeinbauten usw. genutzt und damit verdorben wurde.

Muster großer Einzelbauten bot einst das St. Alban-Quartier; gegenwärtig ist ein großer Teil bereits dem Hunger nach Bauland geopfert worden, und immer weitere werden durch die Spitzhacke bedroht. Während dieses Quartier in Anlehnung an die alten Feldwege verhältnismäßig unregelmäßig angelegt

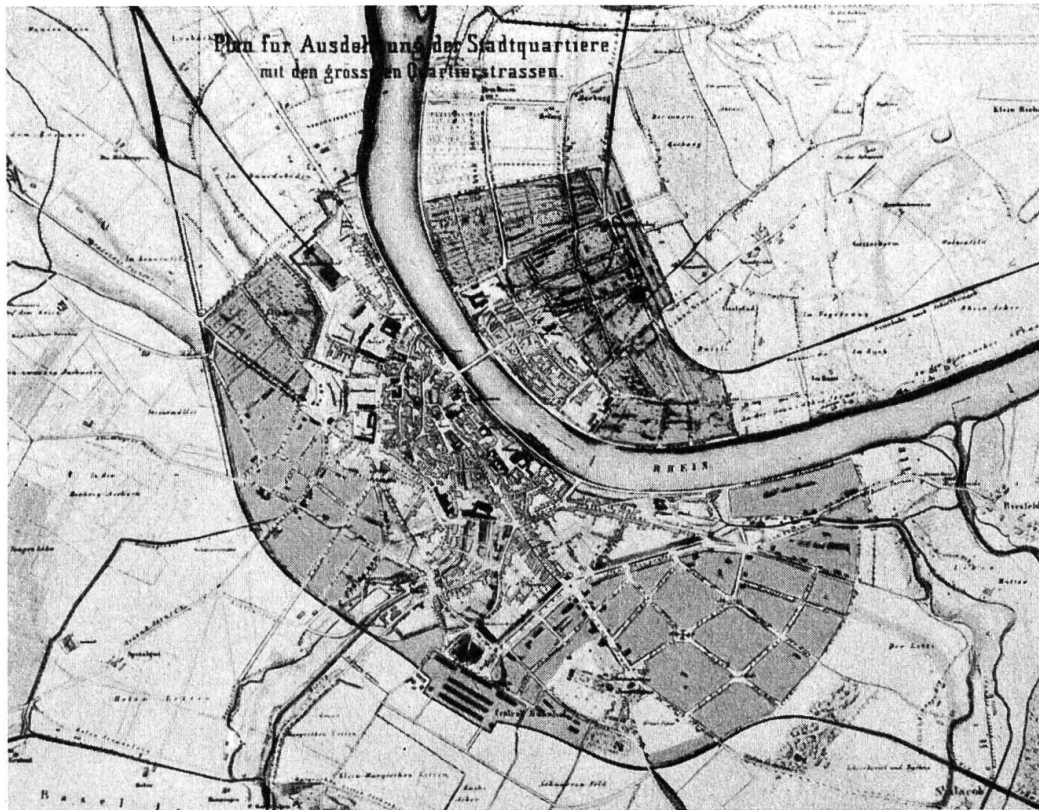


J. J. Schneider, Eisengasse vor der Korrektur von 1839, mit Blick von der heutigen Ecke des Marktplatzes, bei der «Brodlaube», Richtung Rheinbrücke.

Aquarell im Staatsarchiv Basel-Stadt

wurde, kam z. B. bei dem teilweise durch eine ausländische Immobiliengesellschaft bebauten Gundeldingerquartier eine streng symmetrische Konzeption zur Anwendung. Wie das St. Alban-Quartier mit einzelnen repräsentativen Bauten des 19. Jahrhunderts, haben z. B. auch im Schützenmattquartier eine ganze Reihe Straßenzüge mit typischen Reihenhäusern aus der gleichen Zeit eigentlich erst in den letzten Jahren die ihnen zukommende Wertung erfahren, zu einer Zeit, da diese Gebiete bereits wieder in ihrem Bestand bedroht, ja zum Untergang verurteilt sind.

Als gegen 1870 der Anschluß der Außenquartiere praktisch vollendet war, kam auch schon wieder die Innenstadt an die Reihe. Es sei erinnert an die Birsigüberdeckung bei der heutigen Falknerstraße, die fast vollständige Neubebauung der alten Freien Straße. Ein Beispiel der romantischen Denkmalpflege der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts zeigt die Gegenüberstellung der beiden Ansichten des St. Alban-Tores; der einzige Trost besteht darin, daß uns das Tor wenigstens erhalten blieb und daß Pläne für seine hoffentlich



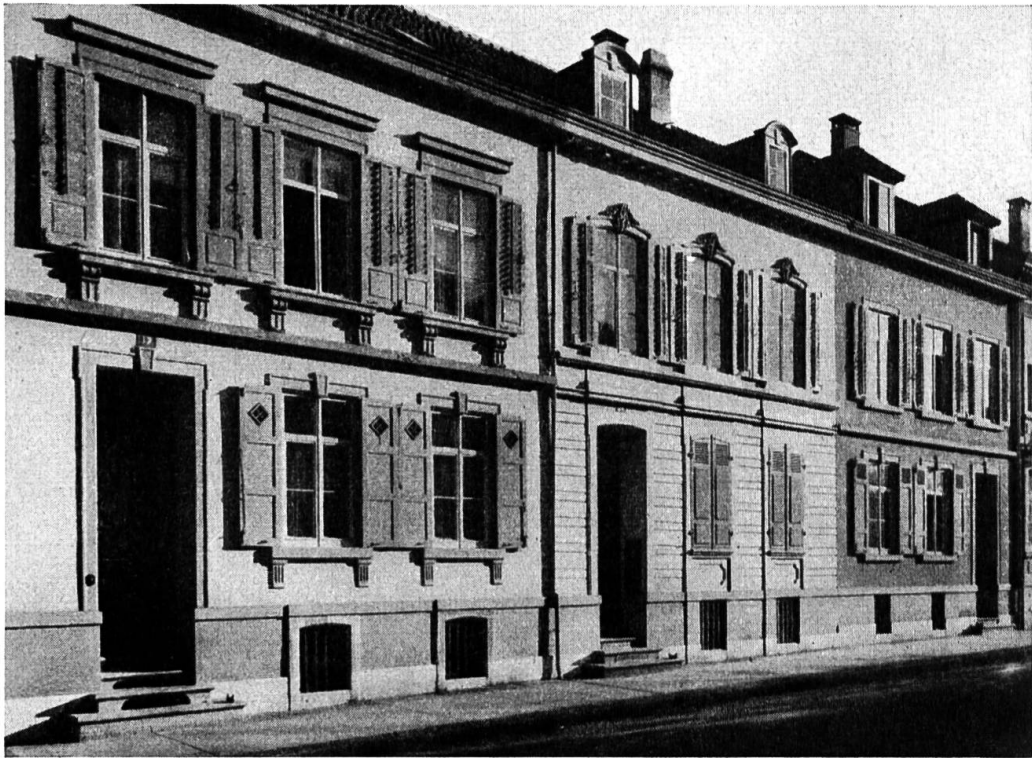
Plan für die Ausdehnung der Stadtquartiere, von 1859, auf dem die Hauptstraßen der neuen Quartiere eingetragen sind.



Vogelschaubild des in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts planmäßig angelegten Gundeldingquartiers.

Phot. im Staatsarchiv Basel-Stadt





Byfangweg. Beispiel älterer Reihenhäuser, vor 1900, die ganzen Straßenzügen den Charakter gaben, heute aber in zunehmendem Maße bedroht sind.

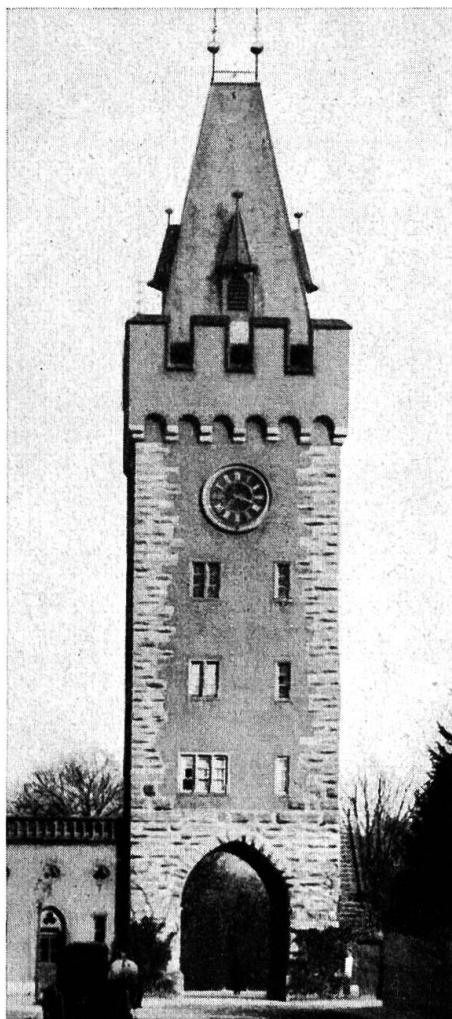
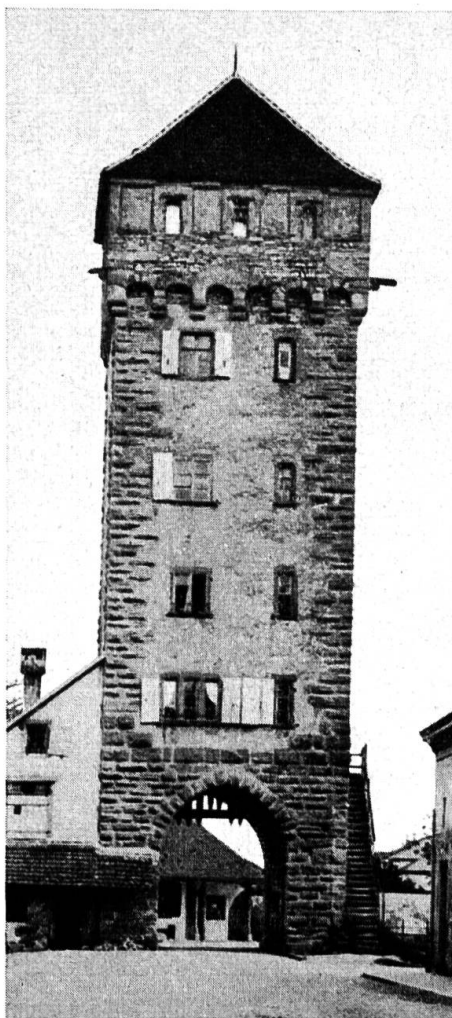
Phot. Seeger

baldige Wiederherstellung schon lange bereit liegen. Bemerkenswert ist, daß durch die Senkung des Straßenniveaus die Proportionen der Tordurchfahrt verfälscht wurden.

Weitere Aufgaben boten zwei neue Rheinbrücken, die Vergrößerung des Marktplatzes, die Korrekturen im Areal Marktgasse-Schifflande — es sollten nicht die letzten sein —, aber damit befinden wir uns schon im 20. Jahrhundert. An neueren Eingriffen seien lediglich der Bau der Dufourstraße sowie die Korrektur des Blumenrains und neuestens der Aeschenvorstadt genannt.

Auf die verschiedenen Bausünden des 19. und 20. Jahrhunderts im einzelnen einzugehen, verbietet schon der zur Verfügung stehende Raum; die wichtigsten können nachgelesen werden im «Guide jaune» des Blattes der Basler Studentenschaft vom August 1956, wo sie je nach ihrem Gehalt als baslerische «Normalgreuel», «hybride Kumulativgreuel» oder sogar als «echte Vollgreuel» eingestuft sind!

Die städtebaulichen Maßnahmen schienen auch vom Verkehrsstandpunkt aus zu genügen, konnte man doch den Aufschwung des motorisierten Verkehrs nicht im entferntesten ahnen. Zudem existierten noch keine größeren Betriebe



St. Alban-Tor vor und nach der Renovation von 1872. Besonders störend wirkt der fremdartige Dachaufbau.

Phot. im Staatsarchiv Basel-Stadt

im heutigen Sinne des Wortes. Die meisten Einwohner besorgten ihre Geschäfte im gleichen Hause, wo sie wohnten, die andern konnten ihren Geschäftsweg gut zu Fuß bewältigen; die ganze heutige Pendelwanderung der Berufstätigen bestand praktisch noch nicht, und der sogenannte ruhende Verkehr, der uns heute zu ersticken droht und das Stadtbild verunziert — man denke an den Münsterplatz — spielte kaum eine Rolle. Die meisten Gefährte konnten durch eine Toreinfahrt Einschlupf in einen Hof mit Remisen und Stallungen finden, und lediglich die Bottenwagen werden die Allmend periodisch für längere Zeit beansprucht haben. Ohne den ruhenden Verkehr waren aber die Straßenzüge für den Normalverkehr nicht zu schmal. Sogar die



Bäumleingasse, Blick abwärts. Links Beispiel eines aufgestockten Hauses mit flachem Dach und Terrasse. Rechts erster Einbruch in die alte Bebauung durch die Errichtung des Gerichtsgebäudes von J. J. Stehlin 1859.

Phot. Varady

St. Alban-Vorstadt wies auch an ihrer schmalsten Stelle immerhin noch zwei Fahrbahnen auf. Auf den Plätzen aber hatte man wirklich noch Platz.

Hand in Hand mit den Korrekturen, zu denen natürlich noch eine Unzahl kleinerer trat, ging die stärkere Ueberbauung der Altstadtparzellen selbst. Um die Rendite zu heben, um Platz für kleine Gewerbe zu schaffen, wurden die Gärten, die Hinterhöfe erbarmungslos überbaut und die Häuser aufgestockt. Damals, im fortschrittlichen 19. Jahrhundert, legte man den Grundstein zum hygienischen und damit teilweise auch sozialen Niedergang verschiedener Altstadtgebiete. Die übermäßige Bebauung ist nämlich keineswegs ein Erbteil mittelalterlicher Ordnung, sondern die Folge der späteren Uebernutzung. Daß die vermehrte Ausnutzung auch vor wie uns scheint intakten Quartieren nicht Halt machte, zeigt z. B. der Ritterhof an der Rittergasse, der im 19. Jahrhundert ebenfalls aufgestockt worden sein muß. Es gibt dafür aber noch manche andere Muster. In unserem Bild fällt der Blick die Bäumleingasse abwärts links ebenfalls auf einen Aufbau mit ebenem Dach, gekrönt durch eine Terrasse, während rechts durch den Bau des ältesten Teiles des Gerichts-

gebäudes ein Einbruch in die ursprüngliche Straßenflucht vollzogen worden war. Gleichzeitig mit diesen Aenderungen brachten die immer mehr ins Gewicht fallenden Ladeneinbauten bzw. Schaufensterumrahmungen die alten Häuser um ihren ursprünglichen Charakter.

Parallel mit diesen Wandlungen ging eine eindruckliche Veränderung an der Rheinfront vor sich. Bis zur Tullaschen Rheinkorrektion um die Mitte des 19. Jahrhunderts, durch welche der Wasserabfluß unterhalb Basel infolge der Geradelegung des Strombettes beschleunigt wurde, war der Rhein in der Regel ein eher ruhig fließendes Gewässer gewesen, wie er uns auf den Bildern von Matthäus Merian und Emanuel Büchel entgegentritt und wie wir ihn darauf lieben. Damit war es nun ebenfalls zu Ende, und zum schnelleren Fließen kamen die neuen schrägen Ufermauern, so daß der Rhein innerhalb der Stadt, mit Ausnahme der Partie zwischen Wettsteinbrücke und Seidenhof, in eine Art steinernen Känel eingezwängt wurde. Wenn heute infolge des Kembser Staus das Wasser sich etwas ruhiger bewegt und dank der Rheinschiffahrt auch wieder mehr belebt ist, so dürfte dies fast angemessener sein als die Zeit des rasch fließenden Stromes in den letzten 100 Jahren.

Ueberhaupt bietet uns das Stadtbild am Rhein Gelegenheit zu recht mannigfaltigen Betrachtungen. Wenn wir von der Pfalz über Kleinbasel hinwegblicken, sehen wir, wie die einheitliche mittelalterliche Bebauung, die neuerdings auch im Stadt- und Münsternuseum des Kleinen Klingental im Modell bewundert werden kann, immer mehr von höher wachsenden Quartieren umklammert, aber auch im Innern durch hohe Neubauten gestört wird.



Kleinbasler Rheinufer zwischen der Mittleren Brücke und der Wettsteinbrücke, mit der schrägen Steinmauer des Rheinbordes sowie links den würfelartigen Dachaufbauten der Häuser an der Greifengasse, über der Silhouette der alten Häuser am Rheinweg.

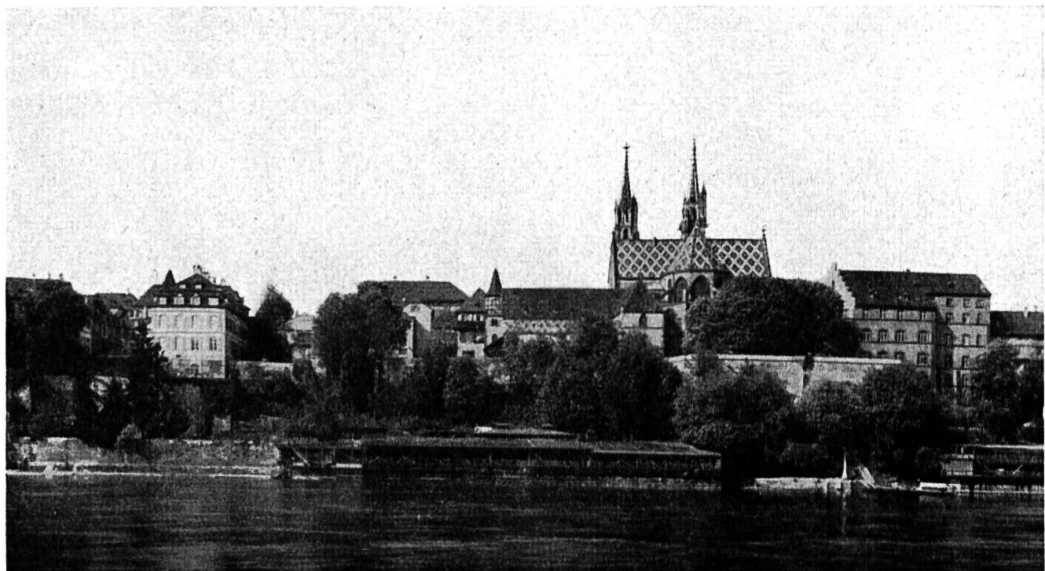
Phot. im Archiv der Basler Denkmalpflege



Das Café Spitz hielt sich fast noch in den herkömmlichen Größenverhältnissen. Die Kaserne liegt am Rand der ursprünglichen Siedelung und tritt daher nicht voll als Störungsfaktor in Erscheinung. Gegenüber dem Café Spitz ist jedoch schon vor bald einem halben Jahrhundert ein mächtiger Block entstanden, und die heutigen breiten, uniformen Häuser an der Greifengasse und nun auch am Claraplatz haben hier das alte Kleinbasel sozusagen ausgewischt; die wie Klötze aufgetürmten Dachaufbauten treten aufdringlich hervor, und man muß sich fragen, wie lange wohl von der Pfalz aus nach dem Verlust fast der ganzen linken Horizonthälfte die Hügellinie von Tüllingen bis gegen das Grenzacherhorn sichtbar bleiben mag.

Aber auch das Großbasler Rheinufer gibt Beispiele des zeitlichen und baulichen Ablaufes. Wir möchten das Steilufer mit den schmalen hohen Bauten, die meist auf das Mittelalter zurückgehen, niemals missen. Hier, beim Münster, liegt der eigentliche Angelpunkt unseres Stadtbildes, das sich am allerschönsten vom Strom aus oder dann vom gegenüberliegenden Kleinbasler Ufer darbietet. Ueber dieses Juwel zum Glück noch nicht «erschlossener» und fast unberührter Altstadtpartie kann man nicht eifersüchtig genug wachen!

An der Uferpartie im weiteren Sinne, d. h. von St. Alban bis zur St. Johann, können wir aber auch die weitere Entwicklung recht gut verfolgen. Die Erstellung des Ramsteinerhofes im 18. Jahrhundert brachte den ersten neuen Akzent in den mittelalterlichen Aspekt; da er aber an die Stelle eines

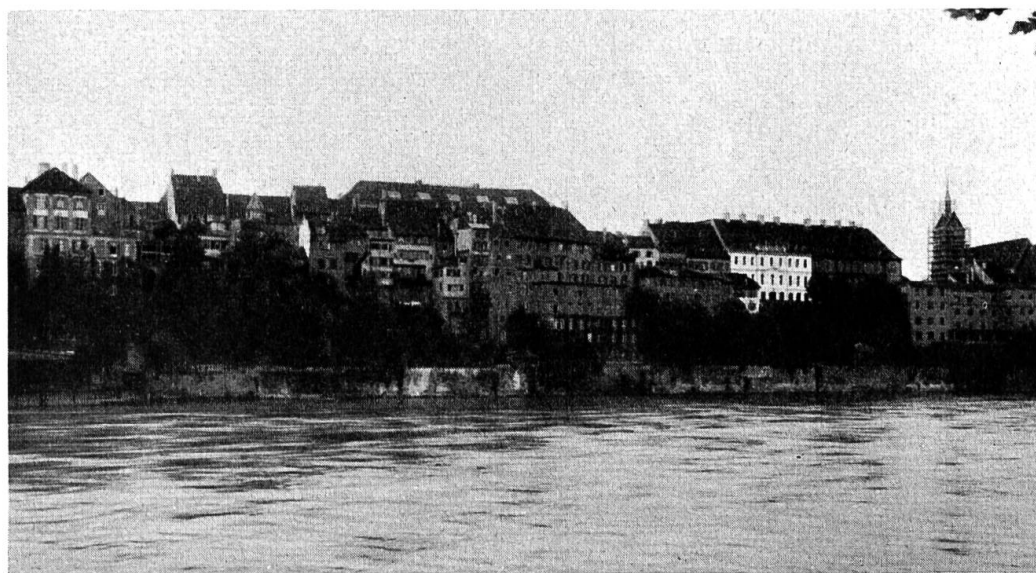


Grossbasler Rheinufer, links hervortretend der Ramsteinerhof. Zwischen ihm und dem Bischofshof drängt sich das Dach des weiter hinten gelegenen Realgymnasiums auf. Rechts vom Münster die um 1—2 Stockwerke erhöhte Lesegesellschaft.

Phot. im Archiv der Basler Denkmalpflege

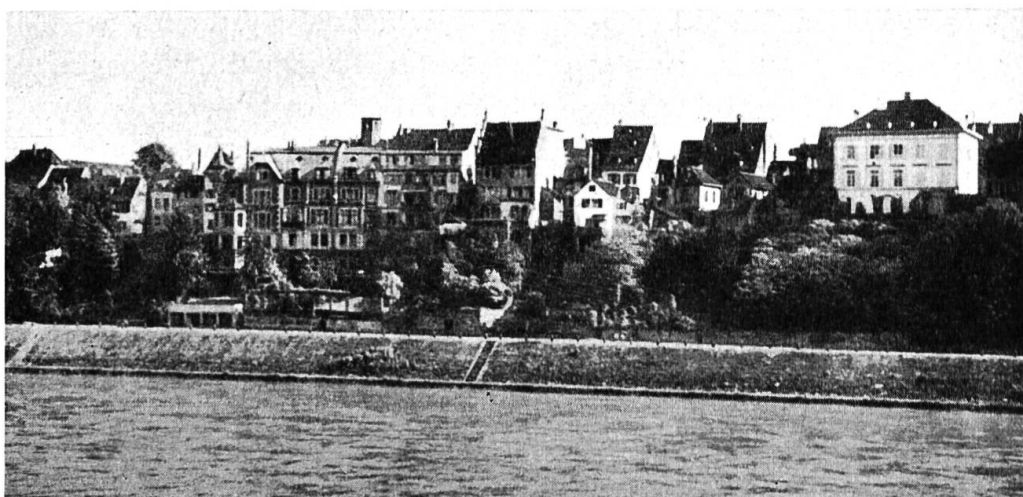
ebenfalls mächtigen Gebäudes trat, wurde dadurch das Kräfteverhältnis kaum gestört. Bedeutungsvoller war schon der Bau des Blauen und Weißen Hauses, wurde doch auch damals die so beliebte Zusammenlegung mehrerer Parzellen vorgenommen. Da die Häuser aber etwas zurückliegen, keine Bauten davor erdrücken und sich an ebenfalls hochragende Nachbarn anlehnen können, war das Ergebnis, abgesehen von der Seitenmauer gegen das Museum an der Augustinergasse, recht glücklich. Dazu hat bestimmt auch die Brechung der Dach-Horizontalen durch mächtige Kaminaufbauten beigetragen. Ungleich gefährlicher, ja ein richtiger Mißgriff war dann die Aufstockung der Lesegesellschaft gerade neben dem Münsterchor. Einen völlig neuen Akzent sowohl von der Straßenseite wie von der Rheinseite brachte dann die sogenannte Zahn-  
 lücke, das jetzige Sanitätsdepartement, das, von der St. Alban-Vorstadt stark zurückgesetzt, die Rheinlehne in jener Gegend wenigstens früher deutlich dominierte. Aber noch hielt sich alles in, man ist versucht zu sagen, «menschlichen» Proportionen.

Der Bau der Wettsteinbrücke verursachte allerdings eine nicht mehr gutzumachende Zäsur in der Hochufersilhouette vom Münster bis gegen St. Alban, und spätere Bauten am Mühlenberg sowie die Fabrikbauten an der äußern St. Alban-Vorstadt setzten die unglücklichen Eingriffe fort. Für das alte Industriequartier im und um das St. Alban-Tal, das im 19. Jahrhundert nicht hübscher geworden ist, sondern neben Spuren alter Schönheit auch die Zeichen



Rheinseite der Häuser an der Augustinergasse, dahinter die breite Horizontale des von M. Berri erbauten Museums, rechts das Weiße und das Blaue Haus mit ihren mächtigen Kaminen; unter der Martinskirche das aufgestockte alte Gebäude der Universität.

Phot. im Archiv der Basler Denkmalpflege



Grossbasler Rheinufer oberhalb der Wettsteinbrücke, mit dem weithin auffallenden hellen Bau der «Zahnücke», dem jetzigen Sanitätsdepartement. Weiter links großformatige Bauten des ausgehenden 19. Jahrhunderts.

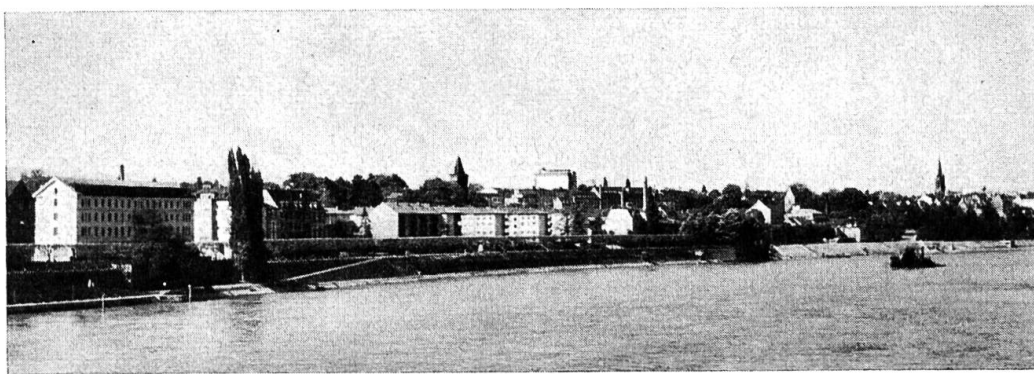
Phot. im Archiv der Basler Denkmalpflege



Grossbasler Rheinufer mit einer Partie alter Häuser in der St. Johannsvorstadt, die vom breitgelagerten Bettenhaus des Bürgerspitals sichtlich erdrückt werden.

Phot. Dierks





Ausblick von der St. Alban-Brücke gegen die Breite und das St. Alban-Tal. Er zeigt, daß auch weiter vom Rhein entfernte Hochhäuser, wie z. B. dasjenige der «Patria» (Bildmitte), sich im Rheinpanorama bemerkbar machen.

Phot. Dierks

ungehemmter Industrialisierung trägt, besteht nun zum Glück die Hoffnung, daß in absehbarer Zeit Remedur geschaffen werden kann. Vielversprechende Ansätze sind vorhanden.

Doch zurück zum Kernstück der Uferpartie. Um 1840 wird das großformatige Museum in die Augustinergasse hineingesetzt. Zwar ist es von den davor liegenden Häusern etwas verdeckt, aber es drängt bereits durch die noch herausragende Horizontale des Daches seine Massigkeit auf. Kurz darauf brachte die Aufstockung des alten Universitätsgebäudes am Rheinsprung diesen Bau um seinen mittelalterlichen Charakter. Aber die Entwicklung geht unentwegt weiter. Lediglich auszugsweise und in Stichworten seien aufgezählt: das Hotel Drei Könige, das ehemals rote Schulhaus an der Rittergasse sowie der Koloß des Realgymnasiums, die alte Kantonbank, das Kunstmuseum und endlich das Bettenhaus des Bürgerspitals. Was auffällt, ist die kontinuierliche Steigerung der Masse, des Kubus. An sich vielleicht zweckmäßig und schön in seiner Art, muß ein solcher Bau in der Umgebung, in die er hineingestellt wird, durch die Zerstörung aller Größenverhältnisse brutal wirken, und die Stadtsilhouette wird gar verdorben. So sehen die schmalen Häuser an der St. Johannis-Vorstadt mit dem Spitalbau im Hintergrund geradezu lächerlich aus. Daß aber auch ziemlich weitab vom Rhein liegende Hochhäuser sich im Rheinpanorama auswirken, beweist der Ausblick von der St. Alban-Brücke mit dem Patria-Haus im Hintergrund. Bereits gibt es aber neuere und weniger schöne Beispiele.

Die folgenden Ausführungen mögen die Wandlungen im Kleinen beleuchten. Typisch ist ein Vergleich einer älteren und einer neuen Ansicht des Baudepartementes am Münsterplatz. Er zeigt den Wandel der betreffenden



Münsterplatz mit dem heutigen Baudepartement. Aufnahme aus dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts. Beachtenswert sind u. a. die im Sinne des 19. Jahrhunderts modische Anpassung der Fassade (Dachhimmel, Fenster im 1. St.!) des Regisheimerhofes (links), die gut erhaltene alte Fassade des Falkensteinerhofes (rechts) sowie die zahlreichen Kamine.

Phot. im Staatsarchiv Basel-Stadt

Fassaden; vom Innern sei hier abgesehen. Das Haus links, der Regisheimerhof, wurde zwar im 19. Jahrhundert etwas reichlich mit Zierat versehen, und hat diesen glücklich wieder verloren. Aber auch der Bau rechts, der Falkensteinerhof, ist nicht der gleiche geblieben; die Fenster zeigen keine kleinen Sprossen mehr, die Kamine sind verschwunden usw., es hat eine Verarmung des Details eingesetzt, alles in Richtung größerer Sachlichkeit, zwar gepflegt, in den Proportionen erhalten, aber irgendwie ärmer, kälter. Will man die großen, meist gekuppelten Kamine mit den runden Hauben zählen, die noch rund um den Münsterplatz stehengeblieben sind, so findet man ihrer nicht mehr viele. Mit der Einführung der Zentralheizung hat man sie meist sang- und klanglos beseitigt, in der Dachsilhouette aber fehlen sie. Und welcher



Münsterplatz mit einer modernen Aufnahme des Baudepartementes, nach der jüngsten Renovation. Die falschen Zierate des Hauses links sind wohl verschwunden, gleichzeitig sind aber die beiden Häuser recht uniform geworden und haben von ihrer früheren Belebtheit verloren. Auch die Dächer wirken ohne die Kamine ganz anders.

Phot. Dierks

Unterschied z.B. in der Wirkung von Fenstern mit großer und kleiner Sproßeneinteilung besteht, läßt sich sehr gut am großen Rollerhof sehen, wo im 1. Stock großformatige Fensterscheiben angebracht sind, während im 2. Stock die alte Einteilung, im 3. Stock sogar noch mit Vorhängen versehen, zur Geltung kommt. Alles Details, die scheinbar nicht zählen, aber eben doch zum Bild, zur Wohnlichkeit, zum Fluidum des Ganzen beitragen.

Ein weiteres eindrückliches Beispiel, wie sich sozusagen intakte Altstadtpartien eben doch verändert haben, und sei es nur durch die Wirkung der vielen Reklameaufschriften, der Ladeneinbauten usw., zeigt die Gegenüberstellung der oberen Gerbergasse von einst und jetzt.

Ehrlicherweise muß allerdings zugegeben werden, daß in den letzten 50 Jahren auch manche Greuel des 19. Jahrhunderts weggeräumt worden sind.



Fassade des Rollerhofes, Münsterplatz 20. Sprechendes Beispiel für die Wirkung der Fensterunterteilung an einem alten Bau.

Phot. Dierks

Rechts oben: J. J. Neustück, Gerbergasse mit Blick von der Mündung des Leonhards-  
berges Richtung Hauptpost. Um 1840.

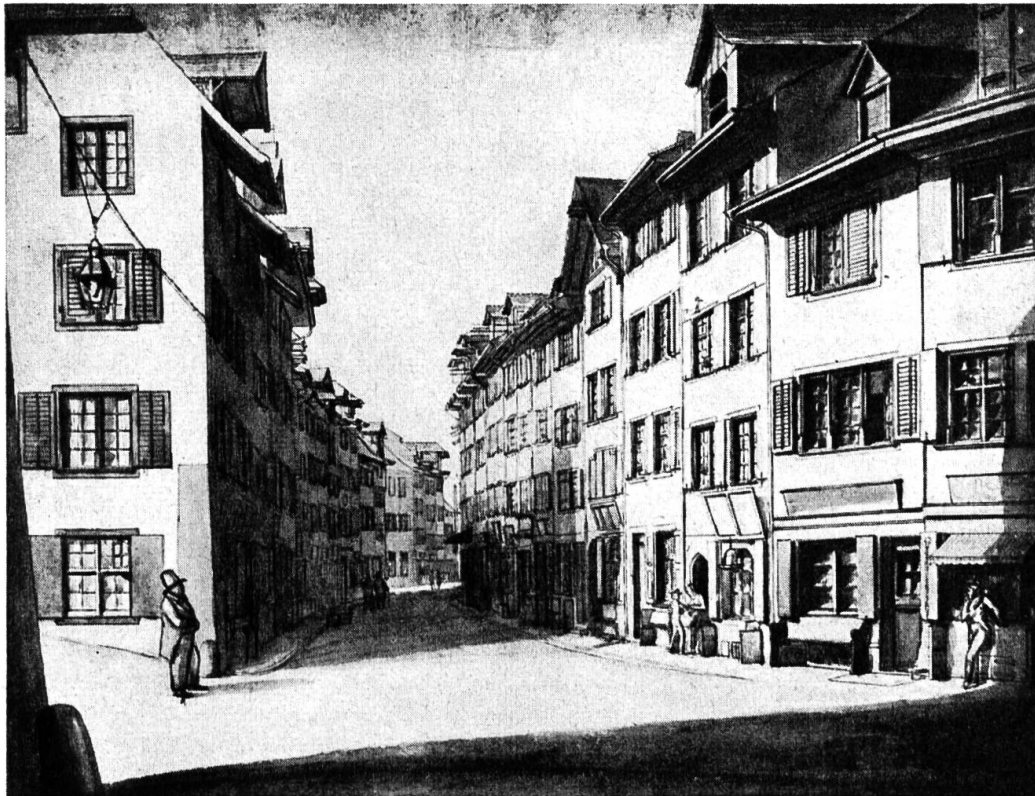
Lavierte Zeichnung. Basler Privatbesitz

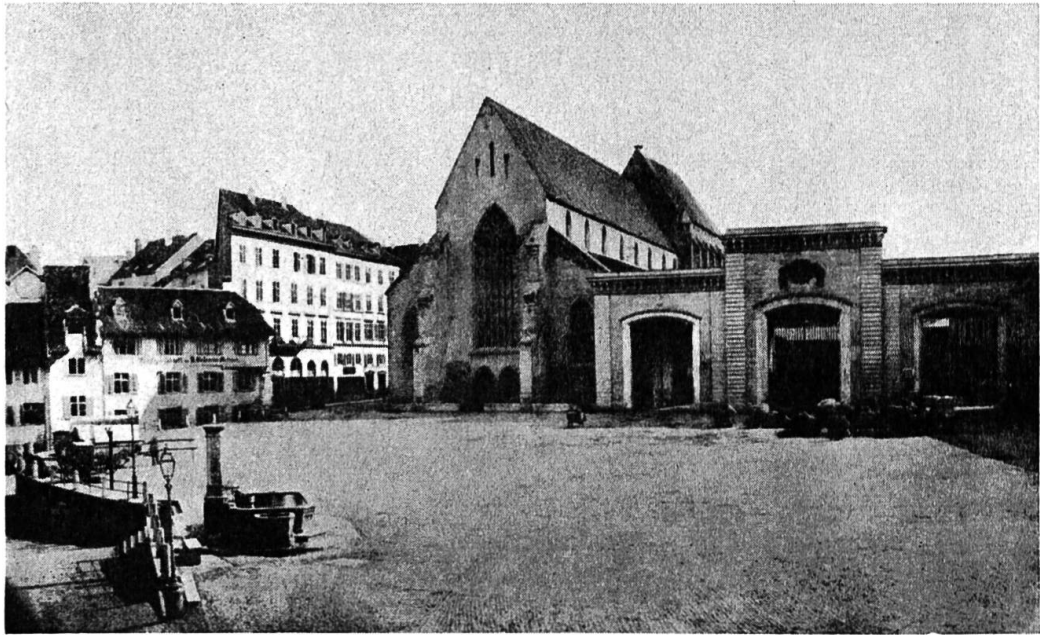
Rechts unten: Moderne Aufnahme der Gerbergasse mit Blick von der Mündung des  
Leonhardsberges Richtung Hauptpost.

Phot. Dierks

Wer alte Photographien aus der Zeit vor der Jahrhundertwende in die Hand bekommt und z. B. die damaligen Telephonfreileitungen mit den Verteil-  
türmen auf den Dächern sieht, ist über den Fortschritt der Technik recht  
dankbar. Ein Greuel war auch das neben der Barfüßerkirche erstellte neue  
Kaufhaus, dem aber zum Glück kein langes Leben beschieden war. Alte An-  
sichten des Platzes vermitteln jedoch auch noch etwas von der weitreichenden  
städtebaulichen Wirkung des Münsters auf der stromabgewendeten Seite,







Barfüßerplatz im alten Zustande. Rechts neben der Barfüßerkirche die Einfahrt des 1843/45 erbauten neuen Kaufhauses, das glücklicherweise mit dem Aufkommen der Eisenbahnen bald entbehrlich wurde und bereits 1875 dem Musiksaal weichen mußte.

Phot. im Staatsarchiv Basel-Stadt

während man heute den Bau nur noch von ferne an den Turmspitzen erahnen muß.

Im Gegensatz zu Zürich, wo die moderne City zur Hauptsache in ein Gebiet vor den ehemaligen Stadtmauern zu liegen kam, ist in Basel das alte Stadtzentrum zugleich auch zur modernen City geworden. Die topographische Terraingestaltung, die Lage der Bahnhöfe u. a. mögen dazu beigetragen haben. Eine Verlagerung des Schwerpunktes geht nur sehr langsam vorwärts. Das bedeutet aber auch, daß in diesem Gebiet der wirtschaftlichen Entwicklung und damit der Bebauung keine absoluten Fesseln angelegt werden konnten. Andererseits kam uns aber gerade die topographische Konstellation wieder zu Hilfe, da sie es erleichterte, die unberührteren Gebiete im Rahmen des Zonenplanes als sogenannte violette Altstadtzone unter besondern Schutz zu stellen. Natürlich sollen diese Gassen, Gäßlein, Berge und Plätze, die sich fast ausnahmslos auf den Höhen rund um die Birsigniederung befinden, kein antiquiertes Museum sein; auch sie müssen mit Leben erfüllt bleiben. Zum Teil mit Hilfe des Arbeitsrappens konnte bereits viel Wertvolles gerettet werden. Dabei geht es, neben der inneren Sanierung, in erster Linie nicht um das Einzelmonument, sondern um den ganzen Straßenzug mit seinem spezifischen Charakter.

Die Zoneneinteilung bzw. nachträgliche Änderungen können aber auch sehr schwerwiegende Folgen für das Stadtbild haben, das läßt sich leider gegenwärtig, in der Innenstadt und hauptsächlich in den Außenquartieren, sehr gut verfolgen. Die da und dort vorgenommene Erhöhung der Zahl der zulässigen Geschosse hat natürlich vielerorts zu einer Verwertung des dadurch plötzlich wertvoller gewordenen Bodens geführt, die einheitliche alte Bebauung zerstört — besonders, wo auch noch die Baulinien verändert wurden — und Unsicherheit in weiteste Gebiete getragen.

Heute müssen wir in der Innenstadt zwei Bezirke genau unterscheiden: einmal die geschützten Altstadtgebiete, deren gesetzliche Sicherung nicht hoch genug eingeschätzt werden kann und die unter allen Umständen und mit allen Eckpunkten intakt erhalten werden müssen, ferner die eigentliche City, das zentrale Geschäftsviertel, wo das moderne Bauen nicht gehemmt werden soll und kann, solange nicht eine Beeinträchtigung der andern Teile oder eine Verfälschung des Stadtcharakters z. B. durch willkürliche Akzentsetzungen eintritt.

Wir müssen uns damit abfinden, daß die Verringerung aller Distanzen auch eine gewisse Internationalität des Bauens gefördert hat. Allerdings sind wir in einem dicht besiedelten Land nicht in der glücklichen Lage zum Beispiel



Schützenmattstraße zwischen Eulerstraße und Austraße, mit den Auswirkungen der Aufzonung und der Verlegung der Baulinien.

Phot. Dierks



der Vereinigten Staaten oder Brasiliens, wo in vollkommenem Neuland etwas homogenes Neues geschaffen werden kann, das geschlossen zur Geltung kommt. In der traditionsbeladenen Umgebung reizt das neue Bauen dort zum Widerspruch, wo das Maß des Störenden zu groß und das Gesamtbild verändert wird, wo die Proportionen gesprengt werden und sich Rücksichtslosigkeit Platz macht. Da die Städte jedoch nicht nur ein äußeres, sondern auch ein inneres Gesicht haben, das auf der Kontinuität der Tradition beruht, haben wir allen Anlaß, diese Grundlage einer echten und gesunden Entwicklung nicht zu verschütten. In diesem Sinne ist die Erhaltung der Altstädte, nicht nur derjenigen Basels, eine Aufgabe von allerhöchster Wichtigkeit. Das Alte zu bewahren, aber auch das Neue sinnvoll und ästhetisch befriedigend zu gestalten und einzugliedern, dies ist die Aufgabe der Stadtplaner, der Architekten, aber auch der Bauherren und schließlich von uns allen.

## Buchbesprechungen

«*Dr. Schwarzbueb*». Solothurner Jahr- und Heimatbuch 1957. Herausgegeben von *Albin Fringeli*. Druck und Verlag Jeger-Moll, Breitenbach. — Wer zu diesem beliebten Jahrbuch greift, der staunt wiederum über die Fülle, mit der der «Schwarzbueb» aufwartet. Das ist kein Kalender mit zufällig zusammengerautem Stoff. Der originelle Text und die gediegene Illustration machen dieses Heimatbuch zu einem Kleinod, zu dem man oft und gerne zurückkehrt. — Einen großen Teil des abwechslungsreichen literarischen und historischen Teiles bestreitet der Herausgeber A. Fringeli. Ihm zur Seite steht ein bewährter Mitarbeiterstab. Nennen wir besonders den Solothurner Josef Reinhart, der über das «Schöne im Bauernhaus» redet und uns seinen Freund Leo Weber vorstellt. Dr. Otto Kaiser, Albert Saladin (Basel), Albin Bühler, Hansjörg Gschwind, Leo Jeremann (Laufen), Franz Großer (Basel), und Beat Jäggi: sie alle haben Wertvolles dem «Schwarzbueb» mit auf den Weg gegeben. Albin Fringeli erfreut uns mit seinen «Begegnungen», der ersten Erzählung vom «Weizenkorn», er erzählt vom «Rößliwirt und seinen Gästen», und er bietet uns sogar das frohe Spiel «Vom Buttenmost und von den Vitaminen». All diese vielen Kostbarkeiten muß man selber genießen. Nicht vergessen dürfen wir die prächtigen Bilder. Pietätvoll gedenkt der «Schwarzbueb» auch der Toten, und schließlich macht er seine Freunde auf wertvollen Lesestoff aufmerksam.

*Gustav Adolf Frey, Landammann Fahrlander*. Ein Fricktaler Schauspiel in sechs Akten aus der Mediationszeit (1803). Verlag H. R. Sauerländer & Co, Aarau. — Der Autor versucht mit Einfühlung und großer Sachkenntnis, uns einen Abschnitt der fricktalischen Geschichte, die Eingliederung in den eidgenössischen Staatenbund und eine der vergessenen Führergestalten näherzubringen. Doch will uns scheinen, daß Mundart und eine temperamentvolle Handlung dem Stück mehr Lebensfülle und damit mehr Wirkung im breiten Volke verleihen würden als die etwas blassen schriftdeutschen Verse und die langen Monologe. Zweifellos dürfte die Form der historischen Studie dem Verfasser näher liegen.